PYNCHON & BOWMAN

Mount Forest Addition.

Geld zu verleihen

an solche Leute, welche Häuser zu bauen gedenken.

11 und O Strasse.

Hutchins & Hyatt,

Händler in

Kohlen

Rechte

Canon City Kohlen!

1040 O Str. Tele. 225.

L. Meyer & Co.,

Groß- und Kleinhändler in

DRY GOODS and GROCERIES.

Ostseite Government Square,

LINCOLN NEB.

DUNHAM & BUCK

Händler in

Eisen-Waaren,

1124 O Stasse.

Oefen

sind in großer Auswahl vorräthig und werden zu wiederum Preisen abgegeben.

Oefen! Oefen Oefen.

Blech-, Zinn- und Holz-Waaren.

Reparaturen jeglicher Art werden gut und billig besorgt.

Heizöfen eine Spezialität

FRANK E. LAHR,

936 P Street

"Merchants' Exchange!"

— von —

JOHN BAUER,

915 O Straße, Gegenüber der Post-Office

Lincoln, Neb.

Großer Lunch von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abds.

Der Besitzer dieses prächtigen Lokales wird nur Waaren der feinsten Qualität führen und seinen Kunden in der zuvorkommendsten Weise das weltberühmte Pick Bros. Lagerbier credenzen.

Schiller's .:. Wirthschaft

128 südl. 10. Str.,

LINCOLN, NEBR.

Das berühmte

Anheuser-Busch Bier

stets frisch an Zapf.

Ebenfalls die besten Weine u. Cigarren.

J. B. Trickey & Co.

Schrmacher u. Juwelenhändler,

1035 O Straße, Lincoln, Nebr.

Die alte renommirte Juwelen-Handlung können wir dem Publikum wegen der Solidität und Eleganz der Waaren, sowie der mäßigen Preise bestens empfehlen

Hermann Brothers,

Kleider und Herren-Garderobe-Artikel.

1017 & 1019 O Strasse. Lincoln, Nebr.

Hausfrauen gebrauchet CARR'S Seife!

Sie haben in allen Gewürzen a. d. Kaufleuten

Carr's Seife ist die Beste

Kaufet nach Carr's Seife

CARR'S Seife.

Office: West Lincoln, Nebr.

Kaufet Carr's Seife

Baker's Kleider-Laden!

1125 O STRASSE.

Anzügen für Männer, Knaben und Kinder

werden zu niedrigeren Preisen verkauft, als in irgend einem anderen Geschäfte der Stadt. Wir besitzen das größte Lager in Garderobeartikeln für Arbeiter.

Kaufbedingungen: Baar.

Das Notturno Chopins.

Novellette von Moriz von Reichenbach.

1.

An einem Septembermorgen des Jahres 1831 saßen zwei Herren am Tisch eines Pariser Café einander gegenüber. Der eine las mit melancholischem Gesicht eine Zeitung, in welcher tragische Details über die Einnahme Warschaus durch den General Paskiewitsch standen. Der andere beschäftigte sich damit, sein vis-a-vis unausgesetzt anzusehen. Endlich, als die Zeitungslektüre beendet war, begegneten sich die Blicke der beiden Männer.

Das dauerte wohl eine Minute lang, es war als wollten sie versuchen, wer von ihnen dieses stumme Anstarren länger aushielte. Endlich erhob sich der Kleinere von Beiden und verließ das Cafehaus. Der Zurückbleibende winkte einem Kellner.

„Das war doch wohl der Musiker und Komponist Chopin?" fragte er in fremd accentuirtem Französisch.

„Ja wohl, mein Herr!"

„Schon!"

Ein reichliches Trinkgeld in die Hand des Kellners drückend, stand der Fremde auf und ging fort.

Am nächsten Tage saß er schon auf seinem Platze, als Chopin in das Cafehaus trat, und wieder begann das stumme Spiel der Blicke, wenn auch aus größerer Entfernung als gestern.

Heute war es Chopin, welcher den Kellner heranwinkte.

„Wer ist der Fremde dort?"

„Das kann ich nicht sagen. Er ist sehr reich und kein Franzose, das ist Alles was ich weiß."

Seinem Gesichtstypus nach ist er ein Russe, dachte Chopin. Aber was will er denn von mir?

Das Anstarren des Fremden war ihm lästig und da er ein Feind aller unliebsamen Begegnungen war, verließ er sehr bald das Café. Doch schon an der nächsten Straßenecke bemerkte er, daß der Fremde ihm gefolgt war, und als er, auf der Schwelle seines Hauses stehend, sich noch einmal umsah, da stand derselbe nur wenige Schritte hinter ihm und grüßte.

Chopin hatte sein Vaterland der ausbrechenden Revolution wegen verlassen, er hatte nicht mit seinen Landsleuten konspirirt, die Musik nahm ihn so in Anspruch, daß er keine Zeit für die Politik übrig behielt. Dennoch kam ihm der Gedanke, der rätselhafte Fremde könne ein russischer Spion sein. Wer wurde nicht alles zu jener Zeit der Verschwörungen verdächtigt! Verräthereien aller Art waren an der Tagesordnung und Chopin bildete sich ein, daß er durch irgend einen ihm selbst unbekannten Feind kompromittirt worden sei und nun von einem russischen Agenten beobachtet werde. Seine Phantasie malte ihm Schrecken über Schrecken aus, und diese Schrecken schienen greifbare Gestalt anzunehmen, als ihm noch am Abend desselben Tages der Besuch des Grafen Tschemnitzeff gemeldet wurde und er in dem Eintretenden den gefürchteten Fremden erkannte.

„Ich weiß in der That nicht, was mir die Ehre verschafft," begann Chopin in unsicherem Tone.

„O mein Herr, ich weiß, daß ich um Verzeihung bitten muß, weil ich Sie in so ungewöhnlicher Weise verfolgt habe," sagte der Graf. „Man hat Sie mir in dem Cafehause gezeigt — von Ihnen hängt es ab, eine für mich außerordentlich wichtige Bitte zu erfüllen, und auf richtig gesagt, ich bin es so wenig gewohnt zu bitten, daß der Entschluß, dieselbe auszusprechen, mir schwer wurde. Aber am Ende muß es doch sein, und so habe ich allem Zögern ein Ende gemacht und bin zu Ihnen gekommen."

„Wenn ich nur wüßte, um was es sich handelt!" murmelte Chopin, auf den das seltsam erregte Wesen des Grafen durchaus keinen beruhigenden Einfluß ausübte.

„Das will ich Ihnen sagen, kurz und ohne Umschweife, mein Herr. Ich bitte Sie also, die Liebenswürdigkeit zu haben, mir Ihr Notturno, das Sie in der Soirée des Prinzen L. spielten, einzuüben, so daß ich dasselbe in vierzehn Tagen vorspielen kann."

Chopin athmete erleichtert auf.

„Ah, Sie wollen Musikunterricht nehmen."

„Nein, mein Herr, ich wünsche nur dieses Notturno zu spielen, und Sie sollen es mir einüben. Verlangen Sie als Honorar für Ihre Bemühungen was Sie wollen, kein Preis ist mir zu hoch, aber erfüllen Sie meinen Wunsch!"

„Nun, mein Notturno bietet keine unüberwindlichen Schwierigkeiten für einen nur einigermaßen geübten Klavierspieler, Herr Graf!"

„Ja, für einen geübten Spieler! Aber ich kenne keine Note, mein Herr, ich habe nie einen Ton gespielt."

„Und Sie wollen in vierzehn Tagen dieses Notturno erlernen?"

„Ich muß es in dieser Zeit ganz fertig spielen können!"

„Das ist einfach unmöglich!"

„Ich wiederhole, daß es sein muß!"

„Und ich wiederhole, daß es unmöglich ist."

„Sie wollen mir also keinen Unterricht geben?"

„Unter diesen Voraussetzungen wäre das eine Thorheit."

„Aber ich will diese Thorheit mit Gold aufwiegen."

„All Ihr Gold würde mich nicht vermögen, meine Zeit an eine unmögliche Aufgabe zu verschwenden. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen."

„Das ist Ihr letztes Wort?"

„Ja, Herr Graf."

Der Graf blickte ihn halb bittend, halb drohend an. Endlich sagte er: „Gut, mein Herr, wir sind leider nicht in Rußland, es bleibt mir daher nichts Anderes übrig, als zu gehen."

Er verließ das Zimmer.

„Gott sei Dank, daß wir nicht in Rußland sind!" rief Chopin und er begann über dieses Abenteuer, das so beunruhigend für ihn begonnen und sich nun so harmlos aufgelöst hatte, zu lächeln.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Billet von einem kunstliebenden Marquis, in dessen Salon er schon öfter gespielt hatte. Der Marquis bat, ihm den heutigen Abend zu schenken, und theilte Herrn Chopin mit, daß er um acht Uhr mit seiner Equipage abgeholt werden würde. Chopin war gern bereit, der Aufforderung nachzukommen. Mit dem Schlage acht Uhr erschien der Wagen des Marquis vor dem Hause und Chopin stieg vergnügt ein, sicher einen angenehmen Abend vor sich zu haben.

In musikalische Träumereien versenkt, wie gewöhnlich, achtete er nicht sonderlich auf den Weg, den der Wagen einschlug, und richtete sich aus den weichen Kissen, zwischen denen er so bequem gesessen hatte, erst auf, als der Wagen unter einer gewölbten Einfahrt hielt.

Ein dunkelgekleideter Kammerdiener öffnete den Schlag und geleitete den Künstler die teppichbelegte Treppe hinan.

Nach den ersten Stufen blieb Chopin stehen und blickte sich um. Das Bestibül und die Treppe schienen ihm fremd.

„Der Haupteingang, der sonst benutzt wird, soll renovirt werden, deshalb gehen wir diese Treppe hinauf," erklärte der Diener.

Gleich darauf stand Chopin in einem reich ausgestatteten Vorzimmer, der Kammerdiener war verschwunden und der Komponist hörte, wie die Thür, durch welche er eben eingetreten war, von außen verschlossen wurde.

Ihm wurde unheimlich zu Muthe, aber ehe er noch Zeit gehabt hatte, über diese seltsame Einführung nachzudenken, öffnete sich eine andere Thür und im Rahmen derselben erschien der Graf Tschemnitzeff.

„Herr Graf, was bedeutet das?" rief der Komponist erregt.

„Ich bitte Sie inständig um Verzeihung, mein Herr," erwiderte der Graf im höflichsten Salonton der Welt, „aber da Sie sich weigerten, mir Unterricht zu geben, und da ich unter allen Umständen Ihr Notturno spielen muß, so blieb mir nichts anderes übrig, als Sie zu entführen —"

„Und mit einem solchen Streich glauben Sie mich zu zwingen, Ihnen mein Notturno einzupauken?" rief Chopin entrüstet. „Sie irren, Herr Graf, wir leben nicht in einem barbarischen Staate, in welchem allein das Recht des Stärkeren gilt! Ich werde die Gesetze gegen Sie zu Hilfe rufen, ich weigere mich auf das Entschiedendste, Ihrem Wunsche, der einer Tollheit ist, nachzukommen!"

Er hatte in seinem Zorn alle Aengstlichkeit vergessen und stand mit fliegendem Athem und blitzenden Augen vor dem Grafen, der keinen Augenblick seine ruhige elegante Haltung verloren und mit verbindlichem Lächeln die Grobheiten des Musikers angehört hatte.

„Erlauben Sie mir zu bemerken, Herr Chopin," sagte er, als dieser endlich schwieg, „erlauben Sie mir zu bemerken, daß es eine Macht gibt, welche im hochentwickelten Frankreich ebenso viel vermag als in unserer Heimath, die Sie, glaube ich, mit dem barbarischen Lande meinten. Diese Macht ist das Geld, und wenn man dieselbe mit Klugheit gebraucht, ist man überall Herr der Situation. Uebrigens dürfte es Ihnen ziemlich schwer werden, die Gesetze gegen mich zu Hilfe zu rufen, denn Sie werden zunächst keine Gelegenheit haben, mit den Organen derselben in Berührung zu kommen, und mit der Zeit, hoffe ich, werden wir schon bessere Freunde werden."

„Mit der Zeit!" rief Chopin entsetzt. „Wie lange gedenken Sie mich denn in so unerhörter Weise gefangen zu halten?"

„Bis ich das Notturno fertig spielen kann, Herr Chopin. Sie sehen also, je eher wir mit dem Ueben anfangen, desto eher werden Sie befreit."

„Aber man wird mich vermissen, man wird mich suchen."

„Ich habe dafür gesorgt, daß man Sie für verreist halten wird."

„Ich habe keine Sachen mit —"

„O, das hat nichts zu bedeuten. Sie finden Wäsche und Kleidungsstücke in Ihrem Zimmer, ich habe für Alles gesorgt."

Der Komponist blickte rathlos um sich. Plötzlich flackerte sein Zorn noch einmal auf.

„Nein, ich will nicht," rief er, „machen Sie was Sie wollen, ich werde meine Musik nicht zum Spielball Ihrer Laune hergeben; von mir sollen Sie keinen Ton hören oder lernen, so lange ich auch hier sein sollte."

Das höfliche Lächeln auf dem Gesicht des Grafen machte einem plötzlich veränderten, schreckenerregenden Ausdruck Platz.

Schweigend trat er an ein Seitentischchen, auf welchem ein reich ausgestatteter Kasten stand. Er entnahm demselben ein Pistol und lud es kaltblütig vor den Augen Chopins.

„Wenn Sie etwa um Hilfe rufen wollen, so thun Sie es ungenirt," sagte er dabei, „ich bemerke indeß, daß Sie in diesem Hause kein anderer Mensch hören würde, als meine Diener — russische Leibeigene, die mir blindlings ergeben sind, in französischen Livreen."

Chopin biß die Zähne auf einander. Der Graf zeigte ihm das Pistol.

„Sie haben gesehen, daß es regelrecht geladen wurde, mein Herr," sagte er, „ich würde es bedauern, der Welt einen Komponisten von Ihrem Talent zu rauben — aber ich würde keinen Augenblick davor zurückschrecken, wenn Sie mich zum Aeußersten drängten. Sie werden mir das Notturno einüben, oder Sie werden dieses Haus nicht lebend verlassen."

Seine Augen glühten unheimlich; Chopin war es, als lauere unter der Maske des eleganten Weltmannes die ganze ungebändigte Wildheit des Barbaren. Die Mündung der Waffe und das Gesicht des Grafen erschienen ihm gleich fürchterlich.

„Ich weiche der Gewalt," murmelte er.

Sofort änderte sich der Ausdruck seines Wirthes.

Er öffnete eine Thür und winkte Chopin voranzugehen.

„Ich bitte, mein Herr, treten sie in den Musiksaal."

Chopin folgte mechanisch.

Unter dem brennenden Kronleuchter stand ein prachtvolles Klavier, auf dessen Notenpult das aufgeschlagene Notturno lag.

„Ich bitte!" sagte der Graf. Chopin ließ sich auf den runden Sessel vor dem Klavier nieder, und so kritisch seine Situation auch immerhin war, das schöne Instrument that es ihm doch an — er ließ seine Finger über die Tasten gleiten.

„Herrlich!" murmelte er unwillkürlich beim Klange des Instrumentes und — halb zog es ihn, halb sank er hin" — bald rauschte das volle Tonmeer des Notturno durch den Saal. Fast hatte er dabei seine seltsame Situation vergessen, als der Graf ihn an dieselbe erinnerte.

„Genug, genug," rief er; „ich will zunächst nur die erste Seite hören."

Und Chopin spielte die erste Seite, während sein Wirth neben ihm stand und mit glühenden Augen bald das Notenblatt, bald die Finger des Meisters ansah.

Nun begann der Unterricht, welcher darin bestand, daß der Graf mechanisch nachahmte, was er Chopins Finger vollbringen sah, denn gegen das Erlernen der Noten, womit Chopin ihn beginnen lassen wollte, sträubte er sich energisch.

Die Uhr auf der Spielkonsole schlug die Mitternachtsstunde. Der Graf fuhr sich durch die Haare und erhob sich.

„Genug für heute — es ist entsetzlich schwer, aber lernen werde ich es doch," sagte er.

Darauf geleitete er Chopin in zwei Zimmer, welche er ihm als die seinen anwies, machte ihm eine höfliche Verbeugung und zog sich zurück.

Ein Diener erschien, welcher auf Chopins Anrede hin den Kopf schüttelte und russisch antwortete. Derselbe war so vorzüglich geschult, daß er allen Wünschen Chopins zuvorzukommen wußte. Er öffnete die Schränke und zeigte dem Musiker eine reiche Garderobenauswahl, richtete alles für die Nacht her und verschwand dann stumm und höflich wie er gekommen war. Chopin hielt Umschau. Die Einrichtung des Zimmers hätte für die luxuriösesten Gewohnheiten genügt; außerdem hingen dieselben mit dem Musiksaal zusammen, der dem Komponisten somit zu jeder Zeit zur Verfügung stand.

Im Uebrigen aber waren alle Thüren verschlossen und die Fenster, welche die Aussicht auf einen gepflasterten Hof zeigten, vergittert. A. ein Entkommen war nicht zu denken und es blieb Chopin nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

2.

Zwischen den seidenen Draperien und chinesischen Nippes ihres Boudoirs saß die schöne Marquise von Pondreuille und langweilte sich in einem solchen Grade, daß sie soeben ihrer Freundin, der Frau von Goncourt, die Versicherung gab, es gäbe eigentlich kein unglücklicheres Geschöpf der Welt als sie, die schöne Marquise Desiree Pondreuille.

Frau von Goncourt lachte.

„Aber, liebe Freundin, wer in aller Welt ist denn glücklich, wenn Sie es nicht sind?" fragte sie.

Die Marquise seufzte.

„Die Welt ist verblendet," erwiderte sie, „wenn man jung und ziemlich vermögend ist, dabei leidlich aussieht und sich einer plebejisch festen Gesundheit erfreut, so glaubt sie, es bliebe nichts mehr zu wünschen übrig."

„Und hat sie nicht Recht, das zu glauben, liebe Freundin?"

Die Marquise schüttelte den Kopf und Frau von Goncourt begann wieder zu lachen.

„Sie werden mir doch nicht sagen, daß das Alles wertlos sei ohne die Liebe, und daß Sie diese vermissten. Sie, die vielumworbene, stets von Anbetern umlagerte Wittwe? Man weiß ja doch, daß Sie eigentlich kein Herz haben und Ihre Freiheit ist nur ein beneidenswerthes Gut mehr, das Sie besitzen!"

„So, man weiß, daß ich kein Herz habe? Und woher weiß man das?"

„Aus dem völligen Mangel an Gegenbeweisen."

Die Marquise streichelte das weiche Fell ihres Seidenspitzes, der sich in die Falten ihres Peignoirs geschmiegt hatte.

„Ami," sagte sie mit ihrer süßen, hellen Stimme, „Ami, ist es wahr, was die Leute sagen, habe ich kein Herz?"

Das Hündchen rieb seinen Kopf an ihrer Hand und sah sie mit klugen Augen an.

„Ami sieht aus, als ob auch ihm die Sache fraglich erscheine," meinte Frau von Goncourt.

Die Marquise sprang von der Causeuse, auf welcher sie bisher gelegen hatte, auf, und machte einige schnelle Schritte durch das Zimmer. Sie trat an das Fenster, so daß ihre Freundin nicht mehr ihr Gesicht sehen konnte, und aus dieser gedeckten Position heraus fragte sie:

„Nun, Melanie, Sie, die Sie so klug sind und die Menschen so gut kennen, sagen Sie mir doch, wen von allen meinen Bewerbern ich hätte wählen sollen, wenn ich ein Herz hätte! Sollte es der Herzog von Zoyfrie sein, der seine zerrütteten Geldverhältnisse durch eine reiche Heirath zu ordnen wünschte, oder der junge Auvarh, der Conneixionen-Jäger vergessen, welche meine Hand für das geeignete Vermittelungsglied halten, um sich in den Besitz der ersterbenden Güter zu setzen."

Frau von Goncourt war neben die Marquise getreten und hatte ihren Arm um sie geschlungen.

„Sie sind gereizt, Desiree, und ich weiß noch Jemand, der nicht in die Kategorie der Glücksjäger gehört und der dennoch zu Ihren Füßen liegt. Was ist mit dem Grafen geschehen, warum kommt er nicht mehr und läßt sich nirgends sehen?"

Die Marquise zuckte die Achseln, aber ihr Erröthen sah, daß sie nicht ganz unbefangen war.

„Ich weiß so wenig von ihm wie Sie," sagte sie. Frau von Goncourt blickte ihre Freundin nachdenklich an.

„Nichtig gesagt, Desiree, ich war fest überzeugt, daß er und nur er allein der Rechte für Sie gewesen wäre. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß er Sie liebt, und wenn auch er Ihnen gleichgiltig blieb, dann haben Sie wirklich kein Herz."

Die Marquise schwieg. Plötzlich warf sie sich an die Brust der Freundin und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?" fragte diese, sie zärtlich an sich ziehend.

Die Marquise weinte ohne zu antworten.

Da trat ein Diener ein und meldete den Grafen Tschemnitzeff. Wie elektrisirt zuckte die Marquise zusammen und ihre Thränen waren plötzlich versiegt.

„Unmöglich, ich kann ihn nicht empfangen!" rief sie zuerst mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel, welcher ihr verweintes Gesicht wiedergab. „Das heißt, bitten Sie den Herrn Grafen, im Salon zu warten, ich sei bei der Toilette, würde aber bald erscheinen," setzte sie hinzu.

„Und ich stehe hier und plaudere und vergesse, daß ich für diese Stunde meine Putzmacherin bestellt habe," rief Frau von Goncourt und verabschiedete sich schnell.

Die Marquise war so verwirrt, daß sie das feine Lächeln auf den Lippen der Freundin nicht bemerkte. Sie preßte ein feuchtes Tuch vor ihre Augen, um die Thränenspuren zu verwischen, und ihr Herz klopfte dabei ungestüm.

„Ich kann mich doch nicht so verweint vor ihm zeigen," murmelte sie, „mein Gott, wie lange es dauert, bis die Röthe der Augenlider verschwindet!

Plötzlich horchte sie auf. Was war das?

Sie vergaß ihre verweinten Augen, sie preßte die Hände auf das ungestüm klopfende Herz. Deutlich klangen aus dem Salon die Töne des Chopin'schen Notturno zu ihr herüber und im nächsten Augenblicke stand die Marquise hochaufathmend in der Thür des Salons und blickte mit einem glückstrahlenden Lächeln den Grafen Tschemnitzeff an, der da vor dem Klavier saß und das Notturno spielte.

„Ist es möglich, Graf, Sie sind es wirklich!" rief sie, unfähig, sich länger zu beherrschen.

Er sprang auf, kniete vor ihr nieder und sagte, ihre Hand an seine Lippen pressend:

„Ce que femme veut, Dieu le veut."

„Und ich glaubte, Sie zürnten mir wegen meines thörichten Verlangens, und kämen deshalb nicht mehr!" flüsterte sie.

„Sie haben mich vermißt?" rief er aufspringend, während sie erröthend einen Schritt zurückwich. Doch nun ließ er ihre Hand nicht mehr los.

„Sie haben mich vermißt, Desiree? O wenn Sie wüßten, wie unbeschreiblich glücklich mich das macht!"

„Und Sie haben wirklich mir zu Liebe dieses Notturno erlernt, so viele Stunden am Klavier still gesessen, Sie, der die Bewegung über Alles liebt?"

„O, ich hätte Schwereres vollbracht Ihnen zu Liebe!"

War es nun die Marquise, welche fand, daß so viel Aufopferung eine Belohnung verdiente, oder war es der Graf, welcher glaubte berechtigt zu sein, für so viel Mühe eine Entschädigung zu beanspruchen, jedenfalls hielten sich Beide plötzlich umschlungen und küßten sich.

„Ich habe Dich ja so unbeschreiblich lieb, meine süße Desiree," flüsterte der Graf.

„Ich habe erst erfahren, wie lieb ich Dich habe, als ich dachte, Du hättest Dich von mir gewandt, weil ich einen so thörichten Liebesbeweis wie das Erlernen dieses Notturno von Dir forderte," gestand die Marquise.

„Weißt Du aber, daß ich erst eine Seite des Stückes kann, und daß ich von Rechtswegen erst in vier Wochen hätte kommen dürfen, wenn ich diese lange Trennung nicht für unerträglich gehalten hätte?"

„O, ich bin zufrieden und beschämt genug durch diese erste Seite, die Dich vierzehn Tage lang von mir fern gehalten hat!"

„Wie wird Meister Chopin sich freuen, endlich seinen ungeschickten Schüler los zu werden!"

„Chopin selbst hat Dir Unterricht gegeben?"

„Ja, das ist eine verwickelte Geschichte, die ich Dir erzählen werde. Wir müssen den Meister zu unserer Hochzeit einladen und ganz außerordentlich liebenswürdig gegen ihn sein, denn wir haben viel an ihm gut zu machen."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Ich werde Dir Alles erklären, und er müßte ein Barbar sein, wenn er sich durch Dich nicht versöhnen ließe."

Chopin war kein Barbar. Er verzieh und trug dem schönen, glücklichen Paare seine Gefangenschaft nicht nach.

„Da eine Frau dahinter steckte, muß man die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten," sagte er, „ce que femme veut, Dieu le veut."

Stilblüthen und Druckfehler.

„In dieser politischen Partei vereinigen sich die heterogensten (statt heterogensten) politischen Elemente."

In einer süddeutschen Zeitung war neulich die Rede von einem „hochbetagten (hochbegabten) Knaben."

In einem Berichte über eine neuaufgestellte Statue hieß es: „In einem Augenblicke tiefer Abspannung stützt der kleine Mann die Linke auf das Dirigentenpult, während die Rechte in der Hosentasche des weit vorgestreckten Beines ruht, das mide Haupt aber auf der rechten Hand ruht. Aber trotz dieser vollen Natürlichkeit, man möchte sagen Ungeniertheit der Haltung ꝛc."

Ueber das Bild eines berühmten Generals meldete ein Reporter: „Mit geöffnetem Waffenrock, die Beine übereinander geschlagen, durchspäht der Blick ein Zeitungsblatt."

„Die unzertrennliche Schnapsflasche lag neben dem Betäubten."

„Ein Militärposten zu N. ergriff einen Dieb und brachte ihn in's Schilderhaus. Als der Soldat hierauf das Seitengewehr ziehen und am Schilderhause Posto nehmen wollte, erhielt er von dem Diebe einen Schlag auf den Kopf, worauf letzterer eiligst entfloh."

„Der Vorstand unseres landwirthschaftlichen Vereins hat beschlossen, die Lungenseuche-Impfung bei allen seinen Mitgliedern einzuführen."

„Gestern wurden vierzehn Kühe beim Schmuggeln abgefaßt."

„Am 23. Oktober wurde im Garten der Wirthschaft bei Bahn-Station Dübendorf ein unbekannter Mann erhängt gefunden. Der Sprache nach soll der Aufgefundene ein Deutscher sein."

„Für das bulgarische Fürstenthum ist ein neuer Thrankandidat aufgestellt worden."

„Das Gewerbegericht in X. hat 23 strikende Maurergesellen wegen Arbeitseinstellung ohne vorherige Kündigung zum Ersatz von Lohn und in die Kosten verurtheilt."

Der „N. N. Anzeiger" ließ neulich den Sturm aus allen Richtungen der „Windhose" blasen!"

„Der Stadtrath in L. „appellirte an die empfindsamste Stelle des menschlichen Körpers, an den Geldbeutel."

Dem „Courier" zufolge „schoß ein Fabrikarbeiter mit einem wahrscheinlich ungeladenen Pistol zwischen die Schittschuhläufer auf dem Stadtgraben!"

Die „Post" in G. berichtet: „Festgenommen wurde der Heizer Johann Dylan aus Hessen, weil er Abends einem Dreher auf dem Kanonenwalle ohne sichtliche Veranlassung mehrere Faustschläge auf den Kopf versetzte, welcher besinnungslos liegen blieb."

Jung gewohnt — nicht immer alt gethan. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Menschen, die in der Jugend fleißige, über ihre Altersgenossen durch Kenntnisse weit hervorragende Schüler waren, sich später zu tüchtigen, aber gewöhnlichen Männern entwickeln, während das Genie in der Jugend nicht selten als beschränkt gilt. Den berühmten Naturforscher Linne hielten seine Lehrer für nichts weniger als einen erleuchteten Kopf und erklärten seinem Vater, derselbe sei nur fähig, ein Handwerk zu lernen. Der große Physiker Arago erregte in seiner Jugend die schwächsten Hoffnungen und konnte mit 14 Jahren noch nicht lesen; dann aber entwickelte er sich rasch und konnte mit 18 Jahren in die polytechnische Schule treten, deren ausgezeichnetster Schüler er wurde. Newton, der gewaltige Mathematiker, saß in der Schule zu unterst in der letzten Bank, die Neckereien seiner Mitschüler sporteten ihn erst zum Fleiße an; bald war er der Erste. Aehnlich erging es Grillparzer, der im Knabenalter für sehr beschränkt galt. Robert Burns, der gefeierte schottische Dichter, war ein ungelehriger Junge und zeichnete sich nur durch seine Gewandtheit in den Leibesübungen aus. Justus Liebig, der berühmte Chemiker, galt in seiner Jugend als äußerst schwach begabt, weil er durchaus kein Latein lernen mochte.

Die Antwort einer Mutter. Die treffliche Gattin eines wackeren Landmannes war über den Tod ihres einzigen Sohnes untröstlich. Der Pfarrer suchte sie zu beruhigen. „Erinnert Euch," sagte er, „daß Gott dem Abraham gebot, seinen Sohn mit eigenen Händen zu tödten, und daß Abraham ohne Murren zu diesem Opfer bereit war." — „Ach, Herr Pfarrer!" rief die Frau mit Heftigkeit, „ein solches Opfer würde Gott doch nie von einer Mutter gefordert haben!"

Das Unglück. A.: „Warum so mißgestimmt, Herr Kollege?" — B.: „Meine Schwiegermutter kommt zu Besuch, und bringt noch dazu ihre Schwester mit." — A.: „Alte Geschichte, ein Unglück kommt selten allein!"

Eine Mörderin freigesprochen wurde kürzlich in Bari, Italien. Dieselbe, ein junges Mädchen, hatte ihren Verführer, der das ihr gegebene Eheversprechen nicht halten wollte, auf offener Straße überfallen und ihm mit einem Dolche acht Wunden am Körper, sowie die beliebte Schmarre quer durch's Gesicht, das Brandmal des ungetreuen Liebhabers, beigebracht. Wären nicht einige Personen dem Verwundeten zu Hilfe geeilt, so würde sie ihn umgebracht haben. Während der Verhandlung sprach sich die Neigung der Bevölkerung so unverhohlen zu Gunsten der Rächerin ihrer Ehre aus, daß der verwundete Liebhaber die neben dem Strafverfahren gegen das Mädchen angestrengte Civilklage zurückzog, um den Zorn der öffentlichen Meinung nicht herauszufordern. Außerdem verneinten die Geschworenen die Schuldfrage, so daß die Freisprechung unter dem jubelnden Beifall der Zuhörer erfolgen mußte.

Die Hungersnoth in Rußland.

Der Berichterstatter einer deutschen Zeitung in St. Petersburg, welcher die von der Hungersnoth furchtbar heimgesuchten deutschen Kolonien an der Wolga bereist, hat seinem Blatte folgenden erschütternden Bericht über die grenzenlosen Jammer eingesandt, das in den erwähnten Ansiedelungen herrscht. Der Reporter schreibt unter anderem: „Auf der Fahrt von Sarhatschinsky nach der weit in der Steppe am Ostufer Maxaman liegenden Kolonie Freudenthal kehrte ich in einem Wirthshaus ein, wohin sich Alles aus der Umgegend gezogen hatte, was Brod und Unterstützung verlangte, aber keine Kopeke mehr besaß. Fünfzig oder sechzig Menschen waren in dem engen Raume zusammengepfercht. Pferdefleisch und Pferdefleischwurste, aber ohne Brod und ohne Gewürz, wird hier gegessen, nicht etwa nur von Erwachsenen, sondern auch von kleinen Kindern, deren Hunger nur noch mit hartem Pferdefleisch gestillt werden kann. Ich sehe den zerlumpten Haufen einige Augenblicke nicht ohne Staunen und tiefes Mitgefühl an. Da wirft sich plötzlich eine junge russische Mutter mit einem etwa vierjährigen schreienden und fast nackten Kinde, das an einem Stück Pferdefleisch saugt, vor mir mit den Worten auf die Knie: „Um Gotteswillen, Herr, sollst meinem verhungernden Kinde mit einem Stückchen Brod, wenn Ihr solches bei Euch habt, denn seit vier Tagen hat es nichts anderes, als den Saft aus Pferdefleisch gesogen!" Was ich an Weißbrod bei mir hatte, verbrieten ich unter die kleinen Kinder, aber auf eine Frage an den Wirth: „Haben Sie vorräthiges Brod?" wird mir die traurige Antwort zu Theil: „Auch wir haben jetzt nichts mehr, denn Alles ist bereits vertheilt." Zu Freudenthal siehe ich dem Pastor Henrichsen und seiner Gattin gegenüber. Auf meine Frage: „Wie steht es mit Ihnen?" stürzten der Frau die Thränen aus den Augen, und sie antwortete unter Schluchzen: „Wir! Wir haben gar nichts mehr. Die Kühe sind geschlachtet, und jetzt leben wir theilweise von dem, was uns gute Leute geben und theilweise vom Borgen. Wohl haben uns gute Menschen, unter Anderen auch durch die Vermittlung der Redaktion Ares Blattes, bereits Tausende von Rubeln zur Linderung der so langen furchtbaren Noth geschickt; was ist das aber unter so viele? Heute ist ein Kind in Folge von Hunger gestorben, das erste, dessen Todesart als solche in das Kirchenbuch eingetragen worden ist, da die Kolonisten früher baten, das zu unterlassen, um keine Weitläufigkeiten mit der Polizei zu haben."

Indessen öffnet sich die Thür und herein tritt ein Haufe Kolonisten mit dem Ortsvorsteher an der Spitze. Die Leute bitten auch trotz meiner Erklärung, daß ich kein Regierungsbeamter sei, doch mit Worten, wie die Verzweiflung sie ein gibt, meinen Einfluß in Petersburg für sie zu verwenden, daß man sie nicht vollständig verhungern lasse. Kaum sind diese gegangen, als der Vorsteher einer anderen, katholischen Kolonie mit Angehörigen derselben sich melden läßt. „Herr," beginnt er seine Rede, „uns bekümmert sich kein einziger unserer Glaubensgenossen, man läßt uns hier einfach zu Grunde gehen. Erbarmen Sie sich wenigstens unserer und bringen Sie unser Elend in Petersburg zur Sprache." Die Thür hat sich hinter den unglücklichen Katholiken geschlossen, als mich die Pastorin fragt: „Wollten Sie uns in das Haus begleiten, wo das Kind verhungert ist?" Man erlasse mir die Schilderung der Wohnung, in der die armen Leute leben, da die Thatsache: ein Kind verhungert, ja wohl schon genug sagt. „Engel," fragt die Pastorin nach einigen Augenblicken vorwurfsvoll, „warum ließen Sie Ihr Kind verhungern? Wußten Sie nicht, daß wir noch lebten? Den letzten Bissen Brod hätte ich Ihnen gegeben, wenn das Kind zu retten war." — „Frau Pastorin," erwiderte statt Ihrer der Vater, „ich bin überall gewesen, und überall erhielt ich die Antwort: Wir haben auch nichts mehr, und da dachte ich, Sie werden sich in derselben Lage befinden."

Islands höchster Berg, der Oerefajokul, welcher bis zu 6600 Fuß sich erhebt und zum ersten und angeblich einzigen Male vor 100 Jahren von dem Naturforscher Sveinn Pálsson erstiegen wurde, ist im vergangenen Sommer von einem Engländer, Namens Howell, trotz vielfacher Schwierigkeiten erreicht worden. Die Kommunikationen im Innern von Island werden vorzugsweise dadurch erschwert, daß es an Brücken über die reißenden und oft breiten Bäche und Flüsse fehlt. Durch die am 8. September v. J. erfolgte feierliche Einweihung der Brücke über den Ölfusjan (Bach Oelfus) ist nun der Anfang gemacht, und der gegenwärtige Gouverneur der Insel betonte bei dieser Gelegenheit, daß das an und für sich fruchtbare Land einfach unerschlossen sei, weil Brücken und gute Wege fehlten. Da Regierung wie Volksvertretung unmittelbar ihr Augenmerk darauf richten, dürfte Island in Zukunft auch ein Ziel für Touristen werden.

Die Ausdehnung Wiens beträgt seit dem 21. Dezember des Vorjahres, an welchem Tage verschiedene Bezirke der „Kaiserstadt" einverleibt wurden, 178 Quadratkilometer mit 1,700,000 Einwohnern, gegen 55 Quadratkilometer, welche die österreichische Hauptstadt vorher bedeckte. Das Areal Wiens ist jetzt dreimal so groß als das der deutschen Reichshauptstadt und beträgt die Hälfte des Flächeninhalts, über den London verfügt.

Im Leichenhause in Buffalo, N. Y., lagen neulich die Leichen von fünf ermordeten kleinen Kindern.

Eine Prügelszene im Gerichtssaale spielte sich in Stoughton, Wis., ab, welcher Ort alljährlich im Winter von Tramps überlaufen wird, von denen immer eine Anzahl im dortigen Gemeingefängnisse Obdach finden. An einem Abende neulich hatten sich nun 16 derselben im Gerichtszimmer es bequem gemacht, nachdem sie den Bürgern Lebensmittel gestohlen hatten, die sie dort verzehrten. Als der Marshal mit sechs Begleitern in den Saal blickte, wurde er mit Hohngelächter und Flüchen begrü